

## Die schwierige Durchsetzung des Selbstverständlichen

Frauen im Pfarrberuf

Ulrike Wagner-Rau\*

„Es ist nicht nur Überlieferung der Kirche, es ist ewige Gottesordnung, das höchste Amt an aller Welt auf des Mannes starken Schultern zu lassen. Möge unsere Synode dafür Verständnis haben, wenn jene Frage an sie kommt, und möge sie, da sie ja noch eine Synode von Männern ist, eine männliche Antwort finden, für die niemand so dankbar sein wird wie die echte Frau.“<sup>1</sup> Mit diesen Sätzen brachte der damalige Hamburger Pastor und spätere DC-Bischof Tügel im Jahr 1926 seine strikte Ablehnung der Frauenordination zum Ausdruck. Anlass dafür war die sich über drei Jahre hinziehende Synodaldebatte über die Ordination der Theologin und Sozialarbeiterin in den Frauenanstalten des Gefängnisses Fuhlsbüttel, Sophie Kunert, die einen Antrag auf Ordination für ihren speziellen Aufgabenbereich gestellt hatte. Faktisch war sie als Gefängnisseelsorgerin tätig. Die geistliche Beauftragung dazu aber wurde ihr verweigert. An der Auseinandersetzung um diesen Antrag lassen sich wesentliche Überzeugungen und Kontroversen, die die Debatte um die Frauenordination in den folgenden 50 Jahren bestimmen sollten, bereits ablesen: Während auf der liberalen Seite unter Berufung auf das Priestertum aller Gläubigen und unter Berücksichtigung historisch-kritischer Arbeit an den einschlägigen neutestamentlichen Texten die Ordination der Frauen befürwortet wurde, wurde auf der anderen Seite mit dem Verweis auf kirchliche Tradition, Schöpfungsordnungen und „weibliches Wesen“ ebendies verweigert. Auch unter den Theologinnen selbst waren es zu Beginn nur wenige, die das volle Pfarramt für sich forderten. Zu tief hatten kirchliche Sozialisation und gesellschaftlicher Diskurs ihr Selbstverständnis als Frauen geformt, als dass sie bereit und in der Lage gewesen wären, gegenüber den Männern gleiche Rechte und Aufgabenbereiche für sich zu beanspruchen. Am Weg Sophie Kunerts, die schließlich nicht nur einem begrenzten, sondern dem vollen pastoralen Auftrag für die Frauen das Wort redete, zeigt sich, was für die gesamte Entwicklung signifikant ist: In der Auseinandersetzung veränderten sich die Überzeugungen und Forderungen, weil den Frauen angesichts der schlechten theologischen Qualität der Argumente, die ihnen entgegengehalten wurden, zunehmend die Absurdität ihrer Selbstbegrenzungen deutlich wurde.

Aber der Weg war lang. Im nationalsozialistischen Deutschland erlitten alle Frauenrechte einen harten Rückschlag. Der Zweite Weltkrieg stellte zwar viele Theologinnen in die volle Verantwortung für die pastorale Arbeit in unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kirche. Aber sie waren eben nur die Vertreterinnen in Zeiten der Not. Als die Männer aus dem Krieg zurückkamen, mussten sie wieder in ihre Nischen der sozialen und Bildungsarbeit mit Kindern und Frauen zurück. Wie zwiespältig die Theologinnen selbst auf diesen Vorgang reagierten, zeigt beispielhaft eine Äußerung Elisabeth Hahns: „Kurz vor dem Kriegsende fand meine Arbeit in der Oesdorfer Gemeinde ein schnelles Ende. Der Pfarrer, den ich vertrat, kehrte zurück. Meine Aufgabe war damit erfüllt. Ich ließ ein Stück meines Herzens und viel von meiner Lebenskraft zurück. Aber schon kam eine neue Aufgabe auf mich zu, die wieder so beglückend reich war, dass ich mich bald getröstet fühlte.“<sup>2</sup> Ein entschiedenes Aufbegehren gegen die entwürdigende Behandlung gibt es in dieser Äußerung noch nicht. Aber sie macht doch deutlich, dass solche Erfahrungen nicht auf Dauer toleriert werden konnten, sondern ein verändertes Handeln der Kirchenleitungen anmahnten.

---

<sup>1</sup> Zit. Bei Kerstin Söderblom, Das Ordinationsgesuch von Sophie Kunert, in: Querdenken. Beiträge zur feministisch-befreiungstheologischen Diskussion, FS für Hannelore Erhart, hrsg. vom Göttinger Forschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen, Pfaffenweiler 1992, 217-246, hier: 234. Vgl. dort auch die weiteren Ausführungen über den Weg Sophie Kunerts.

<sup>2</sup> Elisabeth Hahn, Studentinnengemeinde und Freizeitarbeit, in: Anna Paulsen (Hg.), Die Vikarin, Gelnhausen/Berlin 1956, 5-18, hier: 11.

Erst die 60er und 70er Jahre brachten die volle rechtliche Gleichstellung der Frauen im Pfarramt. Damit war die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Zahl der Pastorinnen anwuchs. Gegenwärtig liegt sie in den Gliedkirchen der EKD bei ca. 30 % mit stetig steigender Tendenz. Damit ist eine gewisse Selbstverständlichkeit der Repräsentanz von Frauen in dieser Profession erreicht. Allerdings gilt das im ökumenischen Horizont nur für einen kleinen Teil der christlichen Kirchen.

Unter den gegenwärtig tätigen Pastorinnen gibt es unterschiedliche Perspektiven auf ihre Situation. Viele unter ihnen sind geprägt durch die neue Frauenbewegung und eine Identifikation mit den kritisch-konstruktiven Sichtweisen der feministischen Theologie. Dass mit den gleichen Rechten nicht zugleich die Verdrängung der Frauen auf den zweiten Rang aufgehoben ist – und zugleich aller Dimensionen der Wirklichkeit, die dem „Weiblichen“ zugeschrieben werden –, sondern die Arbeit an gerechten Strukturen in der Kirche und nicht-patriarchalen Symbolisierungen und Denkweisen in Theologie und Frömmigkeitspraxis damit eigentlich erst beginnt, ist wesentlicher Teil ihres Selbstverständnisses. Die jüngeren Frauen, nicht mehr in gleicher Weise seltene und beachtete Exemplare wie ihre Vorgängerinnen, legen den Akzent auf die Differenz der unterschiedlichen kulturellen Geschlechterkonstruktionen, damit auch auf die Differenz die Frauen untereinander und die vielfältigen Beziehungsmöglichkeiten der Geschlechter zueinander. „Ist die Konstruktion der Geschlechter durchschaubar“, so Uta-Pohl-Patalong, „kann die Festlegung auf eine einheitliche ‚weibliche‘ oder ‚männliche‘ Identität durchbrochen werden.“<sup>3</sup> Erkenntnistheoretisch ist diese Aussage plausibel. Ebenso spiegelt sie die gesellschaftliche Realität, dass im Geschlechterverhältnis Bewegung und Vielfalt entstanden sind. Wie groß die Freiheit, der Spielraum und die Gerechtigkeit in der Geschlechterrealität im pastoralen Selbstverständnis und Handeln dann von Fall zu Fall tatsächlich ist, muss jede Pastorin in kritischer Selbstreflexion für sich beantworten bzw. mit Kolleginnen/Kollegen bedenken. Umfassender könnte die Frage nur durch eine empirische Untersuchung des alltäglichen „doing gender“ in der Arbeit von Pastorinnen beantwortet werden. Eine solche Untersuchung aber gibt es bisher nicht.

Heute ist es nicht selten, dass Studentinnen der Theologie ihr Berufsziel ganz selbstverständlich und überzeugt wieder mit „Pastor“ angeben. Und von kirchenleitender Seite hört man zuweilen mit besorgtem Unterton, dass eine „Feminisierung“ der Kirche „drohe“, weil mittlerweile der Frauenanteil im Theologiestudium die 50 % Marke überschritten hat. Frauenreferate und Frauenbeauftragte werden oder sind in den letzten Jahren vielerorts wieder abgeschafft und durch vereinzelte „Beauftragte für gender mainstreaming“ (und wer weiß schon, was das ist und soll?) ersetzt worden.

Insofern denke ich: Die Herausforderung an die Pastorinnen bleibt bestehen, sowohl selbstverständlich wie auch kritisch-aufmerksam für die problematischen Seiten des Geschlechterverhältnisses ihre Profession wahrzunehmen. Ewige Gottesordnung ist nichts in der Beziehung der Geschlechter. Aber tief in die christliche Kultur eingegrabene Schwierigkeiten und alltägliche Fallstricke gibt es viele. Dass in Christus nicht Mann noch Frau sei, ist die eschatologische Perspektive, die den Mut zum Streit und die Hoffnung auf Versöhnung nicht erlahmen lässt.

---

<sup>3</sup> Uta Pohl-Patalong, Wie anders ist die Pfarrerin?, in: Deutsches Pfarrerbericht 6/2000, 298-302, hier: 301.

\*Nachdruck mit freundlicher Erlaubnis unseres langjährigen Mitglieds